

Keynote Herbsttreffen der Medienfrauen

Was denken Sie, wenn Sie "die Schönheit der Differenz" hören? Was verbinden Sie mit den Wörter Vielfalt, Diversität oder Identität? Als ich diese Keynote geschrieben habe, habe ich Sie als Publikum antizipiert. Ich habe darüber nachgedacht, dass wir fast alle Teile der Landschaft des Öffentlich-Rechtlichen Rundfunks sind. Das ist unsere Gemeinsamkeit und unser Unterschied ist, dass wir alle anders positioniert sind. Und damit meine ich nicht nur beruflich, sondern auch biografisch. Haben Sie sich mit Ihrer gesellschaftlichen Position schon einmal beschäftigt? Zur Veranschaulichung möchte ich mich dahingehend bei Ihnen vorstellen. Damit Sie wissen, mit wem Sie es zu tun haben und aus welcher Perspektive ich zu Ihnen spreche.

Ich bin eine Schwarze, nichtbehinderte, normschlanke, cis- hetero Frau mit der Erfahrung, chronisch krank zu sein. Ich bin Mutter eines behinderten Kindes, Ehefrau, Tochter, Schwester, Journalistin und Feministin. Ich wurde in Westdeutschland sozialisiert. Meine Perspektive ist die eines Arbeiter*innen- und Angestelltenkindes der sogenannten unteren Mittelschicht, das studiert und einen sozialen Aufstieg erlebt hat. Ich bin Teil einer weltweiten Geschichte der Unterdrückung. Eingebettet in ein soziales Umfeld bin ich von Menschen umgeben, die mir zeigen, was es heißt, migriert, Schwarz, behindert, arm, muslimisch (gelesen zu werden), jüdisch, sinti, queer, dick_fett, neurodivers und/oder chronisch krank zu sein. Ich stehe mit ihnen in Verbindung, fühle mich verbündet. Auf diese Weise stehen mein Umfeld und ich repräsentativ für unzählige Menschen, die unterschiedlich leben und sich in ihrem Menschsein gleichen.

Die Publizistin Hannah Arendt nannte es die Gleichheit beim absoluten Unterschiedlichsein, und genau darin liegt für mich "Die Schönheit der Differenz". Die für mich auch eine persönliche Haltung beschreibt, die hinterfragt, was vielen in unserer Gesellschaft als »normal« gilt. Und genau darüber habe mein erstes Buch mit ebendiesem Titel geschrieben, das 2022 erschienen ist. Diversität ist mein journalistisches Fachgebiet. So begann mein Weg in den Journalismus Anfang der 2000er Jahre immer wieder in der Position von »eine wie dich hatten wir noch nie in der Redaktion". Und seit meinem Volontariat - das ich vor 15 Jahren gemacht habe - arbeite ich als Autorin, Redakteurin und Moderatorin. Und weil ich mich am liebsten in Themen vertiefe, tue ich das seit vielen Jahren in einer Hintergrundsendung. Ich mache dort alle Themen, aber ich habe auch dieses Fachgebiet, um dessen Anerkennung ich seit vielen Jahren ringe. Deshalb war es auch ein intensiver Weg war, das journalistische Handwerk, meine Expertise und meinen Stil in ein anerkanntes Verhältnis zu stellen. Heute verstehe ich mich als eine kritische Journalistin, die einen transparenten und verantwortungsvollen Journalismus betreibt. Ich bin eine Journalistin, von der das Publikum wissen soll, welche Absenderin ich bin. Das nenne ich positioniertes Arbeiten. Und dabei geht es mir auch darum, Kolleg*innen zu vermitteln, was für mich eine diversitätsbewusste und -sensible Berichterstattung bedeutet. Um gemeinsam an

einem menschenrechtsbasierten Journalismus zu arbeiten. Es geht mir also um das Etablieren einer Sachkompetenz in der Organisationsentwicklung von Medienhäusern, die vom so genannten DIE-Konzept geprägt ist. Was für Diversity, Equity und Inclusion steht. Also Diversität, Gerechtigkeit und Inklusion. Was ein Feld ist, das hierzulande noch am Werden und hoffentlich Wachsen ist - auch wenn die politischen Zeiten uns gerade eher das Gegenteil verkünden. Und schon immer auch - selbst in den Ländern, die DIE vorangetrieben haben - ein vieldiskutiertes aber auch politisch umkämpftes Feld sind. Weshalb in Deutschland progressiven Journalist*innen wie mir auch immer wieder die Frage nach Neutralität begegnet. Zum Beispiel in der Frage, ob ich als Schwarze Frau wirklich neutral oder faktenbasiert berichten kann? Was glauben Sie? Ich glaube, dass sein journalistisches und persönliches Ich zum Ausgangspunkt einer Erzählung zu machen, eine Geschichte nicht weniger neutral macht. Weil kein Mensch neutral ist, wenn es um unsere Differenz geht. Schließlich sind wir alle gesellschaftlich positioniert und unsere Sozialisierung und Prägung beeinflusst unsere Perspektive auf die Welt und unsere Gesellschaft und damit unsere Arbeitsweise. Defacto sind also alle divers, alle anders, wenn wir uns nicht an einer vermeintlichen Norm orientieren würden. Wir könnten das schön finden und feiern, wenn nur nicht manche von uns für ihre Unterschiede diskriminiert werden würden oder Gewalt erfahren.

Differenz und Diskriminierung sind also eng miteinander verbunden, was gerne ausgeblendet wird, weil das der unangenehme Teil unserer Gesellschaftsgeschichte und Gegenwart ist. Und diese Tatsache anzunehmen und anzugehen bedeuten würde, die eigene Komfortzone verlassen zu müssen. Und das ist eine Entscheidung. Der Moment, in dem sich die Widerstände auftun. Vielleicht haben Sie so eine Situation schon einmal privat oder in redaktionellen Auseinandersetzungen erlebt. Wenn rational diskutiert werden soll, aber emotional reagiert wird, weil all die Fragen, die unsere Differenz betreffen eben immer beides sind: privat und politisch. So wie es der feministische Ausspruch erklärt: Das Private ist politisch. Aber was für Folgen hat diese Verbindung und gleichzeitig Spannungsfeld für das journalistische Arbeiten? Dazu ein Beispiel: Wenn ich mit Volontierenden in Workshop-Tagen zur Frage einer machtkritischen und menschenrechtsbasierten Berichterstattung arbeite. Dann formuliere ich die Bitte, sich mit dem Unterschied zwischen persönlicher Meinung und journalistischer Haltung auseinanderzusetzen. Wie lässt sich diese handwerklich trennen und wie wichtig ist es, sich darin stets zu hinterfragen, wenn es um die Berichterstattung in der Migrationsgesellschaft oder andere Aspekte von Vielfalt oder Identitätsfragen geht? Nehmen Sie die Frage gerne mit in Ihre nächste Redaktionskonferenz. Die für eine differenzierte Auseinandersetzung auch den Kontext, also ein Verständnis von Diversität bedarf, die ich als Differenz beschreibe und dabei auch über eine so genannte Intersektionalität nachdenken, von der mein Buch handelt. Kurz erklärt: Hinter Intersektionalität verbirgt sich ein Verständnis von Menschen, das sie nicht in einzelnen oder ihren dominanten Merkmalen begreift, sondern in deren

Gleichzeitigkeit. Ich bin also nicht nur schwarz oder nur Frau, sondern eine Schwarze Frau und dazu noch vieles mehr, das sie mir vielleicht nicht ansehen. Und so geht es vielen, weil kein Mensch nur aus einer Erfahrung besteht. Weil jede von uns vieles sind. Wir bestehen aus einer Fülle von Merkmalen, die einen sind permanent, andere können sich über die Zeit eines Lebens verändern können. Es sind innere Dimensionen wie Alter, Aussehen oder Begehren, auf deren Zustand wir wenig Einfluss haben. Anders ist es bei den äußeren Eigenschaften wie Einkommen oder Elternschaft. Dazu kommt der Einflussbereich der Gesellschaft, in die jeder Mensch in eine soziale Hierarchie in unserer Gesellschaft eingebettet ist. Die sich in unserem jeweiligen Sein überschneiden oder kreuzen. Darum auch Intersections, zu Deutsch Intersektionen. Als theoriebildende Sichtweise hilft Intersektionalität also, sich mit all diesen Realitäten auseinanderzusetzen und ins eigene Denken und Arbeiten einzubetten.

Auch wenn an dieser Stelle kurz kritisch angemerkt sei, dass der Begriff mancherorts inzwischen inflationär oder mit unterschiedlichen Verständnissen verwendet wird. So wie das auch mit anderen Begriffen wie dem der Inklusion oder Integration passiert. Doch hilft aus meiner Sicht ein intersektionales Denken beim Ablegen der Vorstellung von Menschen in statischen, homogenen Gruppen, wie es in unserer Gesellschaft gängig ist. So wie das Prinzip der Inklusion dabei unterstützt, ein Zusammensein aller Menschen zu denken.

Worum geht es mir mit dieser Ausführung? Um ein Ablegen starrer Kategorien und Konstruktionen, in die wir Menschen als Gruppen oft gesteckt werden, die zugleich ein menschenverachtendes Erbe sind. Das von der Auslöschung ebendieser vermeintlichen homogenen Gruppen zur Zeit des Nationalsozialismus erzählt. Deshalb geht es mir in meiner Arbeit auch um die Aufarbeitung der Vergangenheit, wenn wir über Differenz reden. Weil diese nicht vollständig und genügend war. Was auch den Auftrag der Öffentlichen Rechtlichen Sender berührt, deren Entstehungsgeschichte auf ebendieser Vergangenheit beruht. So sei an dieser Stelle daran erinnert, dass ab 1945 die Alliierten die Basis für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk geschaffen haben. Kein Staatsfunk mehr, den die Nazis zuvor problemlos instrumentalisieren konnten. Fortan sollte es selbstständige Anstalten des öffentlichen Rechts geben, die bei der "Re-education", also quasi Umerziehung vom Faschismus zur Demokratie mitwirken sollten. Darum heißt es heute auch in der Qualitätsrichtlinie der ARD-Rundfunkräte: "Die ARD hinterfragt in ihren Sendungen formulierte Ansichten kritisch auf sachliche Fundierung und ihre Vereinbarkeit mit der freiheitlich-demokratischen Grundordnung. Die Angebote der ARD sind zu einer kritischen Haltung gegenüber allen Erscheinungsformen verpflichtet, die sich gegen Demokratie und Rechtsstaatlichkeit richten."

Ein kritisches Denken und Handeln ist also gefordert. Darüber spreche ich unter anderem mit dem Autor Max Czollek in unserem Erinnerungs-Podcast "Trauer und

Turnschuh". In dem wir indirekt auch die Frage verhandeln, warum die so wahrnehmbare Gefahr von rechts gesellschaftlich nicht ernst genommen wird und stattdessen die Aushandlung eines vermeintlichen Identitätskampfes einen so großen Platz in Deutschland einnimmt? Und sich dabei für mich immer wieder auch die Frage nach journalistischer Verantwortung stellt. Und erklärt, warum es für mich ein menschenrechtsbasiertes Wissen und entsprechenden Journalismus braucht, um sich unseren komplexen gesellschaftlichen Zuständen inhaltlich und handwerklich kompetent stellen zu können. Und dabei hilft eben auch ein positioniertes Arbeiten, das die eigenen biografischen Prägungen kritisch im Blick behält. Und das wiederum bedeutet fach- und sachkompetent alle Differenz- und Diskriminierungsformen und ihre Verflechtungen zu kennen. Es geht dabei weniger um ein klares Programm als vielmehr um eine Form des analytischen Blicks auf Sachverhalte, aus denen sich eine kritische Arbeitsweise ergibt. Was wiederum in der Berichterstattung hilft, andere Antworten als die gängigen Bestandsaufnahmen über Spaltung, Grabenkämpfe oder Generationenkonflikte zu finden? Es ist das, was sich auch unter konstruktivem Journalismus fassen lässt. Sachkompetenz - fernab von Vorstellungen eines Kulturkampfes. Sie hilft dabei, sich auch im Kontext so genannter Kampfbegriffen wie Woke oder dem Phänomen einer angeblichen "Cancel Culture" besser auszukennen. Über die beispielsweise der Literaturwissenschaftler Adrian Daub aus Stanford medial geforscht und ein Buch geschrieben hat. Mit dem Titel: "Cancel Culture Transfer - Wie eine moralische Panik die Welt erfasst". Die eine Panik beschreibt, mit der die Soziologie seit den 70er Jahren erklärt, wie bestimmte Gruppen in einer strategischen Übertreibung als Gefahr dargestellt werden, um von gesellschaftlichen Problemen abzulenken, um nicht über Ungerechtigkeiten sprechen zu müssen. Es sind also nicht "nur Worte, sondern es gibt viele Begriffe, die einen gesellschaftlichen Diskurs prägen und die Politik mitbestimmen können, weil sie politisch framen. Woke ist dabei ein gutes Beispiel. Weil der Begriff eigentlich dem afroamerikanischen Dialekt „Vernacular“ der 1920er entspringt und für ein politisch-achtsames Bewusstsein steht, dass die negativen Erfahrungen Schwarzer Menschen in etwas Ermächtigendes kanalisieren sollte und um die Fälle rassistisch motivierter Polizeigewalt ab 2014 Jahre wieder vermehrt genutzt und ab etwa 2017 von Konservativen und Ultrarechten in den USA unter "Wokeness" umgedeutet und zur Kampfzone progressiver und emanzipatorischer Ansätze erklärt wurde. Und mit genau dieser entfremdeten Tonalität wurde Woke als Begriff nach Deutschland "transferiert". Und wurde zum Nachfolger der ebenfalls verpönten "politischen Korrektheit". Seitdem geistert er durch unsere Berichterstattung, während in den USA bereits anti-woke Gesetze durchgesetzt wurden. Diese politische Strategie hat Trump in seinem zweiten Wahlsieg unterstützt. Und diesen Kontext zu kennen, ist wichtig, um verantwortungsvoll über die Streitpunkte hierzulande berichten zu können. Weil Sprache auch politisch ist.

Darum vertrete ich als Journalistin auch einen diskriminierungssensiblen Sprachgebrauch, weil ich glaube, dass eine Veränderung im Denken auch über Sprache stattfindet. Zumal diese sich entwickelt. Schon immer haben sich veraltete Sprachweisen austradieren, wurden vergessen und neue Worte haben sich etabliert. Das ermöglicht, unsere gesellschaftlichen Vorgänge besser oder exakter zu beschreiben. Für mich spaltet darum unsere Sprache nicht, sondern kann auch aufdecken, was übersehen wurde. Und in Deutschland wurden viele Menschen, die schon immer da waren, lange übersehen. So sind wir eine Migrationsgesellschaft in einem Einwanderungsland, das politisch gesehen so lange keines sein wollte und dem deshalb jetzt die Worte für die eigene Vielfalt fehlen. Ein Grund, warum heute viele englischsprachigen Beschreibungen dafür in Deutschland verwendet werden. Die Sprache ist eine von vielen Stellen, an denen sich geschichtlich betrachtet, die Verbindungslinie der sozialen Bewegungen zwischen den USA und Deutschland seit den 60iger aufzeigen lassen. Die Geschichte der Emanzipation, in der es den Aktiven bis heute darum geht, ein menschenrechtliches Verständnis in der Gesellschaft zu verstetigen. Die Geschichte sozialer Bewegung ist demnach kein Trend oder Medienhype. Und weil es später im Paneltalk auch um einen so genannten "weißen Feminismus" gehen wird - die kurze Erinnerung an die große Rassismus Debatte von 2020, die Anti-Schwarzen Rassismus als einer von vielen unterschiedlichen Rassismen auf prominente Weise in den Mainstream trug und dazu aufrief, sich zu fragen, wer von Rassismus profitiert. In dieser Zeit ging es viel und erstmals prominent in Deutschland um ein politisches Verständnis von Weißsein und die Aufforderung, sich mit dieser gesellschaftlichen Position und Privilegien auseinanderzusetzen. Es waren ungewohnte Momente für viele, die sich damit noch nie beschäftigt haben. Was prominent auch ein feministisches Verständnis und dessen Geschichte hinterfragte, weil bis dato die Erfahrung und Errungenschaften schwarzer oder migrantisierter Frauen in Deutschland gerne ausgeblendet wird. Und darum braucht eine Erzählung unserer Gesellschaft der Gegenwart auch einen Perspektivwechsel und ein Auffüllen der Leerstellen in unserer Geschichte. Es geht darum, die Scham abzulegen, die der große Stillmacher ist, wie die Lyrikerin Lea Schneider schreibt. Und das weiß ich aus eigener Erfahrung. Weil auch ich einmal die Wahl hatte, ob ich mich mit den Formen der Unterdrückung beschäftige, mit denen ich mich zuvor nicht auseinandergesetzt habe, weil sich mich nicht betroffen haben.

Heute fühle ich das anders. Sie betreffen mich alle. So wie es die afroamerikanische Literaturwissenschaftlerin Audre Lorde erklärte: »Ich bin nicht frei, solange andere Frauen* nicht frei sind, auch wenn ihre Fesseln andere sind.« Deshalb sehnen sich auch die wahrhaft Freien nach anderen Freien. Und Menschen, die andere unterwerfen müssen, um sich frei zu fühlen, die sind eigentlich gar nicht frei. Womit Gerechtigkeit zu unserer gesellschaftlichen Freiheit wird und gleichzeitig die Bedingung dafür ist. Es ist eine, für die sich jeder Mensch bewusst entscheiden muss.